Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Unsere Nachbarn
Autor: Steffen, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571567

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unsere Nachbarn.

Von Albert Steffen, München.

Das Häuschen, worin ich geboren wurde, stand als das fünfte Gebäude in der Zeile des Weilers, der sich dem Fluß entlang zog. Das erste war ein Bauernhof; das zweite ein Schlachthaus; das dritte eine Mühle; das vierte eine Sägerei; das fünfte, ein Chalet, das von meinem Vater, dem Arzte, gemietet worden war, gehörte eigentlich zum sechsten, der Villa einer eingewanderten Dame. Wir sahen sie selten. Bauer, Metzger, Müller, Säger jeden Tag.

Von frühester Jugend bewegten wir Kinder uns frei. Die Eltern waren froh, wenn wir nicht in den Zimmern saßen. Diese sollten wie Schmuckkästchen blinken. Sie waren auch solche, jedes von einer anderen Farbe, die Eßstube grün, der Salon blau, das Schlafzimmer violett. Wir mußten stets die lehmigen oder bestaubten Stiefel ausziehen, bevor wir eintraten. Das war uns zu umständlich, lieber blieben wir draußen.

Das Häuschen war in halber Höhe von einer Laube umgeben, auf der wir unsere Schulaufgaben machten und, wenn sie fertig waren, marmelten, kegelten oder auf einem rotlackierten Riesenschaukelpferde ritten, bis es dem Vater zu toll wurde und er aus dem Sprechzimmer trat, uns zur Ruhe zu mahnen. Dann griffen wir nach einem stilleren Spiele. Wir holten das Blumenherbarium oder den Tieratlas, am liebsten aber das grausenerregende Skelettbuch, wandten die schweren Blätter um und fragten, was uns darin am besten gefiele. Ich weiß noch, daß der Knochenmensch meinem Freund, der Architekt wurde, der Muskelmensch meiner Freundin, die Geigerin wurde, und der Nervenmensch mir, der Dichter wurde, den größten Eindruck machten. Den vordersten Teil der Laube durften wir nicht betreten. Es war dies die Stelle vor dem Operationsraum. Von dort her schimmerten zwei milchige Glasscheiben, die unsern Blicken verbargen, was drinnen geschah. Aber Schreie und Flüche, Röcheln und Wimmern, Gerüche von Karbol, Chloroform und Jod, zuweilen auch das Brenzeln des Thermokauters, womit man Wucherungen des Fleisches abbrennt, drangen stets heraus und sagten uns genug. Wir waren es gewohnt und spielten unbekümmert weiter. Wir meinten, es zieme sich nicht, darüber nachzudenken oder gar zu reden, was wir irgendwie schon wußten. Jedoch das Grauen lauerte in uns.

Die Nachbarn pflegten wir bei ihrer Arbeit aufzusuchen. Wir kannten uns in der Scheune, der Schaal, dem Mehlmagazin ebensogut aus wie in der Apotheke. Nur der Garten der fremden Frau war uns unzugänglich. Alle Leute kamen zu unserm Vater, jeder mit seinem Weh, das bei keinem das gleiche war. Beim Arzte stellten sich die Menschen anders dar als in ihrem Heim. Sie schienen etwas Unheimliches und Unerlaubtes, ein Geständnis, das sie scheu und ängstlich machte, herzutragen. Sie kamen mit Augen, die unterwürfig, und mit Schritten, die ungewiß waren. Weil sie zum Vater wollten. Wir liefen schnell weg, obschon sie uns vertraulich grüßten. Lieber wären wir in ihren Häusern grob, als in unserm zahm behandelt worden.

Die qualvolle Sphäre, die unser Haus umlagerte (denn jedermann brachte sein Leiden her), die uns bedrückte, ohne daß wir darum wußten, legten wir ab, wenn wir badeten, samt den lästigen Kleidern.

Zum Badeplatz kam oft die junge Bäuerin mit ihrem Säuglingswägelchen. Ihr Lächeln und Aeugeln hatten von dem Kind, das sie beständig anguckte, selbst etwas Kindhaftes bekommen. Sie freute sich an unsern Kunststückchen. Uns war es recht. Wir geizten nicht damit. Gleich wenn sie das Chaischen in den Schatten des Nußbaumes gestellt hatte, fing das Paradeschwimmen an, über und unter dem Wasser. Wir übten den Kopfsprung und das „Totenmännchen", wir turnten auf der Wiese, wir ritten auf den Stauden. Wenn wir im Wipfel der Buchen saßen, war uns, als könnten wir im nächsten Augenblick fliegen.

Einmal, da sie uns zuschaute, kam unversehens der Wagen in Bewegung, rollte den Abhang hinunter, kippte um und

leerte aus. Die Decken samt dem Säugling fielen in den Fluß. Zum Glück hatte sich das Kind mit den Zähnchen in das luftige Kissen eingebissen und sank nicht unter. Ich stürzte sogleich nach und holte es heraus. Die andern Buben bargen mit Gejohle die Kutsche. Das Kindchen jauchzte mit. Kaum aber lag es in der Sonne, um wieder zu erwarmen, so fing es zu plärren an. Sein Pferdchen war versunken, stellte sich heraus. Ich faßte Mut, stieg wieder in das Wasser, ließ mich auf den Grund und löste es aus den Schlingpflanzen, worin es sich verfangen hatte. Es war das erste Mal, daß ich tauchte.

Am Tag darauf, als es dämmerte, saß ich ganz allein an jenem Ort. Die Frau kam wiederum, aber ohne Kind. Sie rief mich her, nahm meinen Kopf in ihren Schoß und fing mich zu streicheln an. Das war der Dank für meine Tat. Mir war selig. Ich langte im Kreis herum, während mein Haupt so gut gebettet lag, rupfte Blumen ab, soweit ich konnte, und legte sie auf ihre Knie. Für jede spendete sie eine andere Liebkosung.

Nun aber erblickte ich, fern am Hag, vor dem Bauernhaus, eine tellergroße Sonnenblume. Gleich dachte ich: die hole ich, erhob mich und lief hin. Wie ich den Arm zwischen die Latten hineinzwängte, um sie abzubrechen, wurde ich unversehens von hinten zurückgerissen. Der Bauer packte mich bei meinen Schultern und schob mich vor sich her ins Haus. „Setz dich!" sagte er und pflanzte mich, nicht eben sanft, auf die Ofenbank. „Merk, was ich tue!" Er machte Feuer im Herd, schlug Eier in die Pfanne, goß Milch nach, rührte um und kochte eine Omlette, goldiger als die Gartenkönigin, bestrich das Rund mit Honig, rollte es zusammen und legte es auf einem blauen Teller vor mich hin. „Du sollst wissen," sagte er, „was die Sonnenblume nützt, dann rupfst du sie nicht ab. Mit dem Stengel mache ich Feuer. Mit den Blättern füttre ich die Ziegen und mit den Samen die Hühner; drum bekomme ich mehr Milch und Eier. Die Bienen sammeln den Blütenstaub und füllen meine Waben."

„Was hast du lieber," fuhr er fort, „einen Pfannkuchen oder eine Sonnenblume?"

„Eine Sonnenblume," versetzte ich; denn ich dachte daran, wem ich sie bringen wollte.

„Was hattest du damit im Sinn?"

Er schaute mich so lustig an, daß ich ohne Zögern sagte: „Jemand schenken."

„Wem?"

Ich blickte durch das Fenster, und der Blick verriet mich. Der Mann entdeckte die Frau, die immer noch auf dem Plätzchen, wo ich sie verlassen hatte, saß und wartete, daß ich zurückkäme.

„Meinst du der?" Er stellte die Speise, die so duftete, in das Ofenrohr. „Komm!" gebot er und faßte mich beim Aermel. Ich folgte, weil ich mußte.

Als sie mich in Begleitung des Bauern erblickte, stand sie auf und wurde rot, wußte nicht recht, ob sie sich nähern oder entfernen sollte. „Frau," rief er, „was hast du lieber, eine Sonnenblume oder einen Pfannkuchen?"

„Einen Pfannkuchen!" Sie lächelte, ein bißchen verlegen.

„So komm," sprach er, „sonst wird er kalt!" Er küßte sie. „Und du," schmunzelte er, „willst mitessen?"

Ich aber hatte schon das Weite gesucht.

Zu leichtern ärztlichen Verrichtungen wurde ich vom Vater zugezogen. Wenn sich einer in die Hand geschnitten hatte, mußte ich Binde und Watte reichen; wenn einem der Arm gebrochen war, die Schindeln halten; wenn jemandem eine Geschwulst geöffnet wurde, Eiter und Blut wegtupfen. Ich tat es mit so sachlichem Gemüte, daß selbst das Mitleid nicht aufkommen konnte. Keine Träne und kein Schrei, kein noch so grimassierendes Gesicht vermochte mich schwach zu machen. Ich habe vielen Menschen Karfunkeln ausgedrückt. Niemand hab ich gesehen, der mehr Angst davor hatte als der Metzger. Er wurde ununterbrochen von ihnen geplagt. Auf den Lippen erschienen sie, in der Nase, am Gesäß. Der Stiernacken zeigte unzählige Narben. Es lächert mich noch heute, daß er, der in einer gewissen Animosität zu uns lebte, weil wir selten Fleisch aßen, sich von mir die Eißen schneiden lassen mußte.

Er zeigte mir zum Dank das Schlachthaus. Es reichte bis zum Fluß hinunter. Ein Arm desselben war in den Hof abgelenkt. Dort wurden Kutteln geputzt und Därme gewaschen. Ueberall führte er mich hin, in den Pökelkeller und die Kühlhalle, in die Schaal, wo die Hautstücke lagen, welche in die Hauptstadt verschickt wurden. Er ließ mich den blauen Stempel auf die roten Fleischriemen drücken.

Ich ging öfter hin. Die Wißbegierde war so groß, daß sie den Ekel überwand. Der Dienstag, wo Markt war, wurde mir immer zu einem Tage des Erlebens. Da füllte sich der gepflasterte Hof mit Händlern in blauen Burgunderhemden und gelben Leinwandkitteln. Sie brachten Vieh an der Halfter oder im Schragenfuhrwerk. Wir Kinder verloren uns in dem Getümmel, woraus es brüllte, blökte und grunzte, fluchte, schrie und feilschte. Wir wurden fast erdrückt von der Brandung brauner, weißer und gescheckter Rinderrücken. Wir bahnten uns Wege, um den Kühen in die Glotzaugen zu schauen oder den Schafen das Stirnhaar zu streicheln.

Einmal sah ich, wie Narfeiß (so hieß der Metzger) ein Zicklein mit dem Hammer auf das Haupt schlug und hernach abstach. Ich ging davon, schwankend, als wäre ich selbst getroffen, stieg in meine Stube, legte mich zu Bette, wollte nichts als schlafen und im Schlafe fort von der Erde, fort, nur fort; ach, ich war ganz betäubt. Mein Geist war in der roten Schaal geblieben. Ich erblickte eine schwarze Kugel, die in den blauen Himmel rollte. Sie zog auf das Schlachthaus zu, öffnete den Schoß, entsandte Blitz und Donner. Ein fürchterlicher Windstoß bog die grünen Pappeln vor den Fenstern bis zu Boden. Da vernahm ich in all dem Lärm ein leises Pochen an den Scheiben. Ich öffnete und erblickte ein weißes Lamm. Ich holte es herein, hielt es an die Brust und sprach: „Ich schütze dich."

Neben der Metzgerei, durch einen breiten, infolge der Stauung zum Weiher gewordenen Kanal getrennt, stand die Mühle. Auf mächtigen Quadern eines grünlich-gelben Sandsteins erhob sich die breite Fassade mit Fenstern, deren Simse als Bänke dienten, mit hohlkehlförmiger, weitvorragender Dachgaube, in deren Schnitzwerk die Schwalben nisteten. Hier überspannte eine gedeckte, mit altersgrauen Schindeln geschuppte Holzbrücke den Fluß. Ihre winkeligen Galerien waren bemalt mit Pilger- und Kriegergestalten. Nur Fußgänger durften den Bretterboden betreten. Pferde und Wagen benutzen den westlich gelegenen Eisenbahnübergang.

So prächtig sich die Mühle in der dunkelgrünen Wasserfläche spiegelte, sie stand vor dem Zerfall. Die Stallungen, früher voll Vieh, waren leer, die Kornkammern mit Gerümpel verstellt, die Stuben mit dumpfem Geruche erfüllt. Das Wasser des Kanals strömte, erst durch einen groben Holzrechen, dann durch einen feinen Eisenrechen, bis zum Rade, dessen Bretter halb verfault waren, und vereinigte sich hierauf wieder mit dem Hauptfluß. Der Müller mahlte nur so viel Mehl, als er gerade brauchte, um seine wenigen Kunden mit Brot zu versorgen, und dieses buk er feucht und schwer, so daß der Käufer immer weniger wurden. Statt dessen fischte er. Hier, hinter dem Gefälle, war der günstigste Ort. Forellen schwammen die Strömung hinauf und warfen sich im Spritzregen hoch empor. Er betrieb das Geschäft heimlich. Denn eigentlich durfte an diesem Orte, wo sich die Fische bei Hochwasser hinflüchteten, überhaupt nicht gefischt werden. Er aber hatte beständig Netze und Geflechte ausgesetzt, sogar in der Schonzeit. Ihm kam es darauf an, den Laich zu erlangen. Er hielt die kostbarsten Exemplare in Trögen gefangen, die auf dem Grund des fließenden Wassers standen, verschiedene Abteilungen hatten und nur durch Vexierschlüssel geöffnet werden konnten. Wenn es an der Zeit war, drückte er den Fischen die Eier aus, sammelte diese in Becken und setzte sie in Brutkästen. Oft kamen dicke Herren in Automobilen gefahren, holten Hechte und Lachse, die er gefangen; es waren die Köche berühmter Hotels. In einem schmalen Schranke standen Stechgabeln und Angelruten, lagen Jucksschnüre und Netze jeder Sorte, aus Seilen geknüpft und aus Seide gewoben, jenseits der gesetzlichen Maße, bis zu den engsten Maschen. Ferner Blechdosen für Mücken

und Maden, besonders für die gelbgeringelten Mehlwürmer, die ihm die Gesellen sorgfältig sammeln mußten.

Je stärker seine Fischgelüste wurden, um so mehr zerfiel die Müllerei. Sein Wille reichte nur aus, um mit der Angelrute am Wasserfall zu sitzen, nicht aber um Getreide rechtzeitig einzukaufen, die Fuhrknechte anzutreiben und die Lehrlinge früh genug zu wecken. Es kommt beim Müllern so viel auf die Nachtarbeit an. Er aber schlief ja selbst bis in den Mittag hinein. Denn er litt an heftigen Schweißen, die ihn derart schwächten, daß er sich morgens kaum aus den Decken zu reißen vermochte. Die Ursache war ein langwieriger Lungenkatarrh, eine Folge seines Berufes; denn der Mehlstaub vermischte sich mit dem Speichel, bildete einen zähen Brei, der sich festsetzte, und von dem er sich durch heftige Hustenstöße zu befreien versuchte. Er spuckte immer in den Fluß. Da kamen die Fischlein geschwommen, meinten es wäre ein Bissen; aber sie schwenkten wiederum weg. Das machte uns Kindern viel Spaß.

Zu Hause kam die Rede fast jede Mahlzeit auf ihn, des Brotes wegen, das immer dumpfiger roch. „Jetzt aber bestellst du mir keines mehr," sagte der Vater, „wir werden sonst noch krank." Die Mutter aber tat es immer wieder, bestrich es, daß es besser mundete, mit dickeren Lagen von Butter und Konfitüre. Sie hatte Mitleid mit dem Müller. Denn Herren in schwarzen Röcken, mit Mappen unter dem Arm, verkündeten durch ihr stets häufigeres Kommen, daß der Zusammenbruch nahte. Sie fanden den Müller nur selten zu Hause. Er suchte immer verborgenere Plätzchen am Ufer des Flusses auf.

Eines Nachts fuhr ich mit wildem Schreien aus dem Schlafe. Mir war gewesen, als hätte jemand eine Wasserwoge in mein Bett geworfen. Wie mit einem Peitschenhiebe war ich von dem Schwall getroffen worden. Der Atem ging mir aus. Ich erstickte fast.

Am Morgen nach dem Alp erschien der Lehrling und holte den Vater. Er hatte die Leiche des Müllers vor dem Eisenrechen aufgefunden; da lag sie angeschwemmt und versperrte dem Wasser den Weg, so daß die Mühle stille stand. Sie kam von dieser Stunde an nicht mehr in Gang. Gerichtsbeamte erschienen, legten alles in Beschlag und setzten die Versteigerung an. Ein Großkaufmann erwarb das Gut und baute den Betrieb zu einer Schlosserei um.

Am Tage nach dem Selbstmord des Müllers zeigte uns der Säger den Baum, aus dem die Bretter zum Sarge geschnitten werden sollten. Wir saßen, nur mit den Badehosen bekleidet, auf dem Stamme, durch den das blanke Blatt der Säge drang. Kaum fiel ein Brett, so holten es die Schreiner und begannen es zu behauen und zu behobeln. Sie scherzten darüber, daß ein besonderer Sarg gezimmert werden mußte, weil die Leiche so dick und überdies durch das Liegen im Wasser aufgequollen war; keiner aus dem Vorrat paßte, alle erwiesen sich zu niedrig und zu schmal.

Das Plätzchen, wo man den Schrein zusammenfügte, war unser liebster Badeort. Hier roch das Wasser nach Holz und Teer, was uns gar sehr behagte. Ueberdies balgte sich's so gut im Sägemehl.

Als der Sarg fertig war und hell im grünen Grase lag, bereit zum schwarzen Anstrich, verzogen sich die Zimmerleute zum Vesperbrot. Wir Kinder liefen herbei und legten uns der Reihe nach hinein. Als ich, der Kleinste, drinnen hockte, fanden die andern, daß es ein Schiffchen wäre, und schoben mich durch das Ufergebüsch in den Fluß. Lange stand das Fahrzeug unbeweglich in der stillen Woge, die Knaben ringsherum, bis zum Bauch im Wasser. Mir war es zu harmlos. Ich begann mit den Händen zu rudern, bis sich die Kiste drehte und, von der Strömung erfaßt, abwärtstrieb. Die Schar der übrigen schwamm nach, bis sie den Grund unter den Füßen verlor, dann machten sie, einer nach dem andern, kehrt, rannten dem Strand entlang, jubelten erst und schrien hierauf. Es wurde ihnen angst, denn ich in meinem Kahn machte ganz verzweifelte Gebärden, die Ränder des Schiffchens sanken, ich drohte zu kippen.

Ein Knecht mit einer langen Stange kam. Sie war zu kurz. Er lief über die Brücke und faßte das Fahrzeug vom andern Ufer, zog es bis zum Garten der

fremden Frau und landete es dort. Sie vernahm den Lärm, trat auf die Altane und nachher in den Garten. Zum erstenmal erblickte ich sie in der Nähe. Sie war ein schmales, zierliches, mädchenhaftes Wesen, mit einem blassen, herzförmigen Gesicht, das von schlichten Haaren umfaßt war. Sie winkte mir, ohne mich anzusehen, ihr zu folgen, nachdem ich aus dem Wasser gestiegen, und ging mir voran zu einer Laube. Ich trippelte ihr nach, mit spitzen Zehen und schwankenden Schultern, auf dem reinlichen Kiesweg. Nun brach sie eine blaue Traube aus den Blättern und gab sie mir, immer abgewandten Angesichts. Ich lief davon, spürte nicht mehr, ob die Sohlen schmerzten.

Das Schicksal der seltsamen Frau habe ich später von der Mutter erfahren. Jahrelang war sie mit einem Manne von jäher, sprunghafter, unberechenbarer Art verbunden gewesen. Sie hatte nicht aus Liebe, sondern aus Angst sein Wesen erduldet. „In meinen Stiereigenschaften," pflegte er zu sagen, „liegt die Rettung der Menschheit vor Degeneration." Die Gemahlin aber wurde täglich schwächer. Endlich fühlte sie: „Geh ich nicht, so kommt der Tod und nimmt mich weg. Fort muß ich auf jeden Fall."

Sie entfloh. In der Einsamkeit vermochte sie die Furcht vor seinen Ueberfällen lange nicht zu verlieren. Der Mann dachte nicht daran, sie zu verfolgen, nachdem sie einmal Reißaus genommen; dazu war er zu stolz, auch fand er sogleich jemand anders, der besser zu ihm paßte, eine Leunatur, mit der er kämpfen konnte, das war gut für ihn. Sie, das schüchterne Vögelchen, jedoch schrak immer noch zusammen, wenn ein ungewohnter Tritt auf dem Kies erknarrte. Besonders nachts überfiel sie das Entsetzen. Sieben Jahre hatte sie in Abwehrstimmung gelebt. Jetzt konnte sie das innere Zusammenzucken nicht lassen. Was auch die Elemente Luft, Licht und Wasser mit ihrem Säuseln, Leuchten und Fließen Göttliches an ihr taten, sie vermochten nicht den Willen in ihr wachzurufen, der sie vor dem Alp der Vergangenheit befreite. Tagsüber war sie heiter. Aber sobald das Bewußtsein versank, war sie allen Schrecken ausgeliefert.

Einmal träumte sie, daß sie unter Rosen, Lilien und Veilchen säße und in ihren Blüten Angesichter guter Geister sähe. Da kam ein Dämon auf sie eingedrungen, mit einem Dolch in der Faust. Sie aber rief die Blumen zu Hilfe, und diese drängten sich um sie. Vor dem Leuchtewall wich der Teufel.

Das war der Grund, warum sie den herrlichen Garten angelegt hatte. Aber dies genügte ihr nicht. Sie begann die Blüten auf farbige Seide zu sticken. Nach und nach kamen Leute ins Haus, die Decken und Läufer zu sehen. Sie wollten lernen und nachmachen. Die Frau verlor die Schüchternheit. Nach einer Zeitspanne, die ungefähr ein Drittel ihres Ehelebens betrug, war sie eine tüchtige Arbeitslehrerin geworden, die in Kommissionen saß, Kurse leitete und Ausstellungen veranstaltete.

Ich frage mich, warum wurden meine Nachbarn mit Bäumen und Blumen, mit Korn, mit Fischen und Vieh und mit den Elementen derart zusammengeführt? Warum formten diese Stoffe und Wesen mit solcher Wucht ihr Schicksal? Warum wurden sie ihnen zum Verhängnis, zum Gericht und zur Bestimmung? Das war, weil sie nur Teile der Erde und nicht das Ganze erleben wollten, nur sich und nicht den Geist, der in allem ist. Sie litten in den Kerkern, die sie selbst errichtet. Jetzt aber, da ihre Seelen frei vom Leib geworden sind, schauen sie zurück auf die gefallenen Schranken. Sie wollen anders schaffen lernen. Sie möchten das Gehäuse des Körpers tauglicher bauen. Sie steigen empor von der Engheit menschlicher Berufe zu göttlicher Berufung.

Sprüche.

Das Leid ist der große Wegbahner zu Gott.

Der Regenbogen in der Nacht ist was die Versöhnung im menschlichen Leben: ein Farbenspiel, darin alles Liebenswerte erglänzt.

Gertrud Bürgi, Zürich.